

Der Klan der Witwen

Ausländischer Besuch für Avega kommt meist auf Zehenspitzen in unser Büro. Manchmal überrascht er uns dabei, wie wir herzlich lachen, uns in die Hände klatschen und uns zu einem guten Witz gratulieren. Die Leute fassen es kaum, sind wie vor den Kopf gestoßen. Genozidwitwen lachen, knapp vier Jahre danach?

Chantal zum Beispiel, stur, kräftig, kämpferisch im besten Sinne des Wortes, glaubt fest an die Gerechtigkeit, Punkt – und erklärt uns auf extrem rationale Weise, dass ohne juristischen Rahmen, ohne Gefängnismauern, wenn den Mördern nicht der Prozess gemacht wird und sie für ihre Taten nicht bestraft werden, der Genozid sich wiederholen wird. Chantal will keine Spenden, von nichts und niemandem, sie will nur Recht, Recht, Recht ... »Wenn man dir das verweigert, hast du nie Anspruch drauf.« Chantal, unermüdlich empört und ausgezeichnete Logistikerin, koordiniert unsere Vereinigung.

Und Pauline gehört zu den wenigen, die ein Auto haben. Pauline ist sehr großzügig und immer da, wenn man sie braucht, schon seit der Gründung der Vereinigung. Wenn

wir irgendwohin wollen, rufen wir Pauline an, wenn wir eine Tür brauchen, ein Fenster, rufen wir Pauline, die Unternehmenschefin, wenn wir ein Kind zur Adoption geben wollen, rufen wir Pauline an ... die schon zehn bei sich aufgenommen hat.

Und wir haben Tante Anastasie, die uns beruhigt, wenn wir uns die Köpfe heiß reden, wenn es Meinungsverschiedenheiten gibt oder wir aufgebracht sind, dann sagt sie, setzt euch hin, und macht uns Milch oder Tee.

Und Rose, eine Tante von mir, die alles verloren hat und uns verspottet, wie schon gesagt: »Ach, hört doch auf mit euren ach so lieben, aufmerksamen Ehemännern und all dem Kram! Gebt ruhig zu, dass ihr jetzt erleichtert seid, weil ihr früher betrogen wurdet und geschlagen ...« Nur Rose darf sich alle Ironie der Welt erlauben, denn sie hat alles verloren, alles und alle. Und alle lachen sie, und jede einzelne antwortet ihr, nein, nein, ihr Mann hat sie nie geschlagen und hatte auch kein zweites Büro* ...

Wir brauchen diesen Spott, weil uns so viel Gemeinheit entgegengeschlagen ist. In Ruanda bringt eine Witwe kein Glück. *Uwo wanga aragapfakara, ibisigayé atunge ibyo*, sagt ein Sprichwort (»Du kannst deiner schlimmsten Feindin wünschen, Witwe zu sein, dann nützt ihr kein Reichtum dieser Welt.«) Was die Worte bedeuten, haben wir nach dem Genozid nur allzu eindrücklich erfahren: Zu Beerdigungen wirst du nicht mehr eingeladen. Niemand besucht

* Das zweite Büro ist in Afrika eine verbreitete Umschreibung für die Geliebte.

dich mehr, aus Angst, du könntest in Not sein; wenn zum Beispiel jemand zu Besuch kommt und du sagst ihm, dass du die Stromrechnung nicht bezahlen kannst ... Uns Witwen nennen sie »Gebrauchte aus Dubai oder Europa«, ähnlich wie die Gebrauchtwagen auf dem Automarkt. Außerdem wurden wir gemieden, weil Ehefrauen Angst hatten, wir könnten ihnen die Männer ausspannen. Die Frauen waren uns gegenüber nicht immer die Großzügigsten: Sie hatten schreckliche Angst davor, dass wir ihnen die Männer wegnehmen, wenn die uns besuchen kämen. Ich heiße die Reaktion zwar nicht gut, kann sie aber nachvollziehen, und zwar deswegen: Der Genozid hat uns Frauen, uns Ruanderinnen, die wir als Witwen überlebt haben, einen Platz in unserer Gesellschaft beschert, den wir so nicht wollten. Wir fielen überall auf, weil wir eben überall zu sehen waren. Wir kämpften für unsere Sache und waren durch nichts zu bremsen; und wir erschienen auf vielen Versammlungen, die bis dahin eine Domäne der Männer – auch der unseren, zu deren Lebzeiten! – gewesen waren. Deshalb kann ich die Besorgnis jener Ehefrauen verstehen: Wir hielten uns schließlich bei ihren Männern auf, noch dazu dort, wo Frauen normalerweise nicht hingehörten. Wir aber gingen um unserer Sache willen dorthin, denn wir hatten ja niemanden mehr, der uns hätte vertreten können. Man hatte uns eine Hälfte amputiert: Vor dem Genozid hast du dich an deinen Mann oder deinen Bruder gewandt, wenn dein Hausdach undicht war. Mütter, die solche Sachen nun selbst in die Hand nehmen mussten, erzählten uns, wie sie ihre toten Ehemänner an-

flehen: »Ich bitte dich, wo immer du bist, sag mir, wie hast du das gemacht!« Aber nun musstest du selbst sehen, wie du über die Runden kommst. Ganz allein. Wir alle ganz allein. Wir mussten Aufgaben übernehmen und Entscheidungen treffen, mit denen wir von alters her nie befasst waren, mussten Dächer reparieren, Geld von der Bank leihen oder eine Parzelle Land verkaufen, um das Schulgeld für die Kinder zu bezahlen, oder wir mussten Tote beerdigen ... Ich selbst hatte vor 1994 in meinem ganzen Leben noch keinen Sarg angerührt.

Also haben wir uns sehr schnell gesagt: Na gut, wenn es nun mal so ist, dann schaffen wir das eben allein, unter uns. Wir werden nicht eine Ehe gefährden, wir begleiten uns eben gegenseitig zu den Beerdigungen, wir graben die Leichname unserer Lieben aus und tragen ihre Säрге selbst, wir gehen gemeinsam etwas trinken, wenn wir Lust haben, auf andere Gedanken zu kommen, uns kümmern nicht, was die Leute sagen, schließlich gehen wir ja nicht mit Männern aus; worüber hätten sie sich also die Mäuler zerreißen sollen? Und so haben wir's dann auch gemacht. Als ich nach der Leiche meiner Schwägerin Umutesi suchte, kannte ich nur den Namen der Gegend, in der sie verscharrt worden war. Nach dem Massaker an ihren Eltern war sie mit einer Freundin geflüchtet, und die beiden waren gerannt und gerannt, bis sie am Ende ihrer Kräfte waren. Irgendwann hielten sie an, und jemand kam auf sie zu. Umutesi erkannte einen ihrer Schulkameraden und glaubte sich in Sicherheit. Ihre Freundin aber lief weiter und schrie Umutesi zu: »Lauf, lauf, egal, ob du ihn

kennst, er bringt uns um ...« Und genau dieser Schulkamerad hat Umutesi ungebracht. Wir haben das Loch gesucht, haben willkürlich in der Gegend gegraben, ziemlich lange sogar. Wie wir erhofft hatten, halfen uns anfangs noch ein paar Leute dort. Aber weil wir uns oft irrten und ein Loch, in dem wir nichts gefunden hatten, wieder zuschütterten, woanders, genauso ungewiss, ein neues graben mussten, nur um auch das wieder zuzuschütten ... verloren sie entweder die Lust oder die Kraft. Die Freundinnen von Avega aber, die waren unermüdlich, und dank ihrer Hilfe habe ich Umutesis Leichnam schließlich auch gefunden. Ich habe sie sofort erkannt, an einem gestreiften T-Shirt, das mir wohl vertraut war. Um ihr eine würdige Ruhestätte zu schaffen, galt dasselbe: Du wandtest dich an die Frauen von Avega, und sie waren immer für dich da. Jede von uns sagte sich: Schon richtig, der Tradition nach gehört sich das nicht, aber es bleibt uns ja nichts anderes übrig. Selbst hätte ich es nicht tun wollen, aber ich wollte auch keinen Mann bitten, das zu tun, was normalerweise mein Mann an meiner Stelle getan hätte. Also taten sich vier Frauen zusammen, um den Sarg zu tragen, und auf ging's! Wir haben auch gemeinsam entschieden, wieder Totenwachen zu halten. Wir legten Geld zusammen, damit für das Nötigste gesorgt war, und blieben den ganzen Abend zusammen, sangen, redeten, tranken ...

Es gab auch schöne Momente. Nach einer Sitzung schlug zum Beispiel eine von uns vor: »Los, lasst uns was trinken gehen!« Ausgehen heißt in Ruanda ein Glas Bier trinken und einen Spieß Ziegenfleisch essen oder ein Huhn. Aber

die Frauen gehen nie ohne Männer aus. Wir Witwen taten uns zusammen. Wir wollten nicht auf Begleitung warten ... Also haben wir uns organisiert: Wer ein Auto hatte, nahm die anderen mit, und hinterher fühlten wir uns immer richtig wohl; so bekam unser Leben wenigstens eine Spur Normalität zurück. So kommst du zumindest nicht mehr um vor Hunger auf einen Fleischspieß und bist vor allem nicht mehr allein. Das widersprach allen unseren Bräuchen und Traditionen: Frauen allein im Café sind ein Sinnbild für ein unmoralisches Leben, aber wir gingen trotzdem hin, suchten niemanden, warteten auf niemanden. Übrigens hat eine Witwenvereinigung in Butare schließlich ein eigenes Café eröffnet, damit Frauen unter sich sein und was trinken konnten, ohne Vorurteilen und finsternen Blicken ausgesetzt zu sein.

Weil wir uns gegenseitig so oft Trost zugesprochen hatten, fassten wir Vertrauen. Schließlich merkten wir, dass unsere Gruppenaktionen an Bedeutung gewannen, und machten uns das zunutze. Wenn eine von uns um ihr Recht gebracht worden war und ihr Haus nicht wiederbekam, weil Flüchtlinge sich drin eingenistet hatten, gingen wir zu zehnt zur Stadtverwaltung. Wir trugen immer unsere besten Sonntagskleider, um wie würdevolle Mütter auszusehen und damit nicht einmal der rüdeste Bürokrat es wagen würde, uns vor die Tür zu setzen, erst recht nicht zehn Frauen auf einmal ... Frauen aus Südrunda hatten uns erzählt, dass sie sich schon in ihrer allerersten Versammlung vorgenommen hatten, immer präsentabel auszusehen: Damit du den Mut hast, aus deinem Loch zu

kriechen und dich zu zeigen, ohne dich zu schämen. Also hast du alles geteilt, was du besessen hast: Wenn du zwei Paar Tücher oder Schuhe hattest, gabst du ein Paar her, und zum guten Schluss waren alle eingekleidet. »Das ist unsere erste Herausforderung«, hatten uns die Frauen erklärt: »Witwe sein, aber nicht würdelos.«

Einmal bekam eine Witwe ihr Haus in Kigali nicht wieder. Wir dachten praktisch: Da, wo du wohnst, werden die Mitglieder von Avega, die in deinem Viertel wohnen, deine Schwestern. Wir waren recht zahlreich, zogen unsere besten Sachen an, strömten in die Präfektur, zum Büro des zuständigen Beamten, und meldeten uns im Sekretariat an. Das hatte manchmal schon komische Züge ... Wenn der Sekretär sich erkundigte, sichtlich beunruhigt: »Und worum geht es?«, und wir antworteten wie aus einem Mund: »Es geht um unsere Schwester hier, sie hat ein Problem, und die Kommune will ihr nicht helfen ...« »Also sind wir hier, um Gerechtigkeit zu fordern!«, rufen ein paar dazwischen usw., und wir schreien und gackern, bleiben natürlich immer höflich dabei, aber sehr, sehr bestimmt. Dann verschwand der Sekretär, und du konntest ihn von weitem hören, nun erheblich beunruhigter: »Monsieur, Monsieur, da draußen sind Frauen, die Sie sprechen wollen, es sind viele, Monsieur, und allesamt Witwen!« Und zu guter Letzt öffnete der zuständige Beamte dann seine Tür. Normalerweise empfängst du ein zwei Leute in deinem Büro, aber doch nicht zehn auf einmal ... und schon gar nicht im Sonntagsstaat. In diesem Augenblick, das wussten wir, war es ratsam, die Lage zu entschärfen. So ergriff

eine von uns das Wort und versicherte ihm, ganz ruhig und in wohlgesetzten Worten: »Keine Angst, wir sind nicht gekommen, um Ihnen Unglück zu bringen ...«, weil uns klar war, dass sie genau das dachten. Und wir erklärten, dass wir gekommen waren, um in einem Fall Gerechtigkeit zu fordern, in dem andere stärker waren als wir und wir ihnen schutzlos ausgeliefert, und »weil Sie doch die Autorität sind, Monsieur!« Darauf muss der Typ dir antworten, ob er will oder nicht, denn er hat nicht nur eine, nein, er hat zehn Gesprächspartnerinnen, nicht ganz normal obendrein. Wie Mütter sehen sie aus, in ihrem Sonntagstaat, so gar nicht wie Witwen, denen man nachsagt, dass sie Unglück bringen. Du stehst da vor ihm und bist eine respektable Frau, die ihm auf ihre Weise zu verstehen gibt, dass du dir den Witwenstatus nicht ausgesucht hast; dass du früher, vor dem Genozid, auch ein Mensch warst, eine Ehefrau, eine Mutter, und forderst, rehabilitiert zu werden, du willst deinen »früheren« Zustand zurück ...

So haben wir einige Schlachten gewonnen. Wir konnten zeigen, dass eine Witwe, die niemanden mehr hat, zumindest Avega im Rücken hat. Ich muss sagen, unsere dringlichste Aufgabe bestand darin, wieder Familien aufzubauen, soziale Bindungen zu knüpfen, die durch das, was wir durchgemacht hatten, so gründlich zerstört worden waren. Wir hatten entsprechende Grundprinzipien: Wenn eine von uns im Krankenhaus liegt, findet sich immer eine andere, die sie dort besucht und ihr zu essen bringt; wenn eine einen überlebenden Sohn oder eine Tochter verheiratet, sind Leute da, die sich darüber freuen und die mit ihr

tanzen; wenn eine von uns Hunger hat, teilen andere ihre Bohnen mit ihr ... So hast du als Witwe zwar kein normales Leben geführt – nach einem Genozid ist nichts mehr normal –, aber du hast doch Gewohnheiten wieder angenommen, die dich daran erinnerten, dass du mal jemand warst.

Aber weißt du, wir lachten, ja, wir versuchten, fröhlich zu sein, doch es fiel uns schwer, Gründe dafür zu finden. Denn der ausländische Besucher, dessen Zweifel durch die lebendige Atmosphäre ausgeräumt schienen, hatte nicht alles gesehen, nicht alles gehört. Es gab ja auch das Schlimmste, o ja, das Allerschlimmste. Der Besucher wollte Beispiele? Gut: Womit sollte ich anfangen? Mit den Waisenkindern? Den Kindern, die nicht zur Schule gingen? Mit dem Hunger? Der Vergewaltigung und infolgedessen Aids? Mit den Mördern, die frei rumliefen und manche von uns Frauen bedrohten? Mit der Gerechtigkeit, an die wir nicht mehr glaubten? Mit den Witwen ohne Dach überm Kopf? O, man hatte die Wahl, die Qual der Wahl.

Heute sind zwischen fünfundzwanzig- und dreißigtausend Witwen Mitglied von Avega, im ganzen Land. Die Vereinigung ist zu einer der wichtigsten Organisationen in Ruanda geworden und engagiert sich in der Gesundheitsfürsorge und bei der Wohnungsbeschaffung, kämpft für Recht und Gerechtigkeit und für das Recht auf Erinnerung. Die Vereinigung ist eine der ersten und wenigen, die vergewaltigten, HIV-infizierten Überlebenden Dreifachtherapien beschafft – auch wenn sie bis heute nur zwanzig von siebenhundert versorgen konnte, die noch auf der Warteliste stehen. Dabei sind die nicht mitgezählt, die noch gar nicht auf unseren Listen erfasst sind, entweder weil sie bisher keinen Test gemacht haben, oder weil ihnen der Mut fehlt, darüber zu sprechen. Doch selbst mit dieser lächerlich kleinen Zahl konnten wir beweisen, dass eine arme, kranke Frau sehr wohl auf ihr Stückchen Feld oder an ihren Marktstand zurückkehren kann, wenn man ihr zu leben hilft. Im Laufe von zehn Jahren haben wir auch Gesprächsgruppen für Aidskranke gegründet, nach dem gleichen Prinzip wie die Gespräche, die uns nach dem Genozid geholfen haben durchzuhalten. Zusammenkommen, einander erzählen, verstehen, dass du nicht allein bist in deiner Lage, und vor allem, dass es Mittel gibt, dich aus deiner Lage zu befreien ... Wiederum jedoch unter der Bedingung, dass es Behandlungen gibt! Ich wiederhole mich, und ich weiß, ich könnte lästig werden. Aber

285

glaub bloß nicht, er sei Belästigung, mein schlichter Wunsch, klarzumachen, wie wenig es braucht, damit es uns besser geht, wie wenig ...

Wir sind völlig kaputt, weil wir über all die Jahre hin pausenlos Notfallbehandlung betrieben haben, während alle anderen dachten, die Notlage sei schon überwunden.

Wir kämpften verbissen um unser Leben und vergaßen dabei unsere eigenen Grenzen, verloren dabei genau das Gefühl für unsere Existenz, um das wir so sehr bemüht waren, das wir neu erfinden wollten, und wir bekamen es mit der Angst. In der kollektiven Erinnerung verblasste der Genozid zusehends. In unsere eigene Erinnerung aber grub er sich tiefer und tiefer hinein. Wir spürten seine Folgen ja am eigenen Leib.

287